

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben
von der
Stiftung Historisches Kolleg

Vorträge
16

Ernst Schulin

**Geschichtswissenschaft
in unserem Jahrhundert**

**Probleme und Umriss
einer Geschichte der Historie**

München 1988

Schriften des Historischen Kollegs
im Auftrag der
Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
herausgegeben von
Horst Fuhrmann
in Verbindung mit

Knut Borchardt, Lothar Gall, Alfred Herrhausen, Karl Leyser, Christian
Meier, Horst Niemeyer, Arnulf Schlüter, Rudolf Smend, Rudolf Vierhaus
und Eberhard Weis

Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner
Organisationsausschuß:

Georg Kalmer, Franz Letzelter, Elisabeth Müller-Luckner, Heinz-Rudi Spiegel

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich für den Bereich der historisch orientierten Wissenschaften die Förderung von Gelehrten, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, zur Aufgabe gesetzt. Sie vergibt zu diesem Zweck jährlich Forschungsstipendien und alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Ernst Schulin (Freiburg) war – zusammen mit Frau Professor Dr. Johanne Autenrieth (Freiburg) und Professor Dr. Tilemann Grimm (Tübingen) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 1985/86. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Ernst Schulin aus seinem Arbeitsbereich einen öffentlichen Vortrag zu dem Thema „Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert: Probleme und Umriss einer Geschichte der Historie“ am 14. Juli 1986 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten, der zuerst in der „Historischen Zeitschrift“ (Band 245, Heft 1, 1987, S. 1–30) veröffentlicht wurde.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen.

GESCHICHTSWISSENSCHAFT in unserem Jahrhundert hat es sehr viel leichter als in allen früheren. Quellen und Literatur aller Zeiten und vieler Länder sind in großer Breite schnell zugänglich durch ein international gut funktionierendes Bibliotheks- und Archivwesen mit seinen modernen Vervielfältigungsmöglichkeiten. Das Jahrhundert selber hat ein Vielfaches an Quellen und Literatur dazuproduziert und durch technische Erfindungen neue Untersuchungs- und Auswertungsmöglichkeiten geschaffen. Die Tätigkeit der Historiker ist durch die Verwissenschaftlichungs- und Institutionalisierungsarbeit des 19. Jahrhunderts gesichert, öffentlich anerkannt und breit etabliert. Ihre internationale Zusammenarbeit hat vor allem in den letzten Jahrzehnten einen früher nicht vorstellbar hohen Grad erreicht, am sichtbarsten in der Fülle der Tagungen. Eine Vielzahl von Methoden, Betrachtungsweisen und Sonderinteressen besteht gleichberechtigt nebeneinander. Historisches Arbeiten und Beurteilen ist weit über die Gruppe der Berufshistoriker hinausgang und gäbe, so daß diese Gruppe zu ihrer Bequemlichkeit schon seitens der Journalisten sehr fachgerechte, geschichtsbewußte Informationszusammenstellungen und erste Darstellungen über die meisten zeitgenössischen politischen und sozialen Entwicklungen erhält. Überhaupt mag die Öffentlichkeit zwar nicht immer mit dem übereinstimmen, was der Geschichtswissenschaft gerade am wichtigsten erscheint, aber diese schwimmt doch auf einer Flut vielfältigen allgemeinen Geschichtsinteresses, das je nach Mode, politi-

schen Wünschen und nach Initiativen der Medien für die verschiedensten Dinge, bei uns etwa für Preußen, Alltagsleben oder fremde Kulturen begeistert werden kann. Die gesamte frühere Geschichte ist in Europa und Amerika und zunehmend auch auf der übrigen Welt durch Ausgrabungen, Rekonstruktionen, Stadtbildpflege, Museen und Ausstellungen so sichtbar und erlebbar geworden oder gemacht worden, wie sie es vorher nicht war. Jerusalem beispielsweise ist seit einigen Jahrzehnten eine moderne, lebendige Stadt und doch hat man niemals vorher so deutlich in alle Schichten ihrer jahrtausendealten Geschichte sehen können. Entsprechend ist man sich in der heutigen Geschichtswissenschaft bewußt, wieviel mehr man dank des philologischen und antiquarischen Fleißes seit dem 16. Jahrhundert und der darauf aufbauenden historischen und archäologischen Forschung seit dem 19. Jahrhundert über Antike und Mittelalter weiß, als diese Zeiten über sich selber wußten.

Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert hat es aber auch schwerer als früher. Das hat zum guten Teil mit denselben Erscheinungen zu tun, auf die ich eben hinwies. Quellen und Literatur sind in hoffnungsloser Weise unübersehbar geworden, und insofern kann die leichte Zugänglichkeit die Belastung steigern und produktionshemmend wirken. Besonders gilt das von den neuen Quellenmassen des Jahrhunderts selber. Gerhard Ritter konnte sich am Ende seines Gelehrtenlebens, 1966, gar nicht vorstellen, wie ein Historiker angesichts der kilometerlangen Aktenbestände zu politischen Vorgängen seit den zwanziger Jahren noch zu sicheren, „quellen gesättigten“ Ergebnissen über die Faktoren eines Entscheidungsprozesses kommen sollte.¹⁾ Bekanntlich existiert daneben noch das Problem, daß in bestimmten Ländern, besonders denen des Ostens, diese Quellenmassen nicht zugänglich sind, aber das läßt sich, wenn man an frühere Verhältnisse denkt, eigentlich nicht als eine neuartige Erschwerung bezeichnen. Neuartig ist aber die Arbeiterschwerung durch die Vielzahl der Methoden, durch die Unsicherheit und Beliebigkeit, die mit dem Verlust von Traditionen und der von ihnen geprägten Betrachtungsweisen und Beurteilungsmaßstäbe zusammenhängt. Die Ursache dieser Erscheinungen ist die Beschleunigung der geschichtlichen Veränderungen in unserem Jahrhundert mit teilweise katastrophalen Umbrüchen. Dieses Zuviel an Ge-

¹⁾ In seinem Aufsatz: Wissenschaftliche Historie einst und jetzt, in: HZ 202, 1966.

schichte vermehrt und verschärft zwar die Fragen an die Geschichtswissenschaft, erleichtert aber nicht die Antworten. Vor allem wenn es um die unerwarteten und unvorstellbaren Schreckenstaten unseres Jahrhunderts geht, ist die Diskrepanz zwischen Erklärbarkeit und Aufklärungsinteresse besonders stark, wobei obendrein dieses Aufklärungsinteresse in Stärke und Richtung höchst unterschiedlich ist. Ein Historiker wie Ernst Nolte beispielsweise, der doch selber wesentliche Deutungen der menschenvernichtenden Ideologien unseres Jahrhunderts geleistet hat, ist heute besorgt um die unverminderte Gegenwärtigkeit und Befragung der lange vergangenen Untaten des Nationalsozialismus und meint, sie müßten durch umfassendere historische Einordnungen aufgefangen und stillergelegt werden. Ein Nichthistoriker wie Claude Lanzmann zeigt, daß sie noch gar nicht wirklich bekannt sind und nur durch ungewöhnliche historische Forschungsmethoden, durch lange, rücksichtslose Befragungen von Opfern und Tätern erkennbar gemacht werden können (wie er das jahrelang für den Film „Shoa“ getan hat).²⁾ Insgesamt hat das Übermaß erlittener Geschichte oder wenigstens erlebter geschichtlicher Veränderungen in unserem Jahrhundert das historische Interesse so stark gefesselt, daß es von aller früheren Geschichte in hohem Maße abgezogen wurde. Der Althistoriker Alfred Heuß erinnert sich, daß es sogar ihm als Professionellen nach 1945 so ging. „Man fragte sich unwillkürlich, wie man denn nach diesem Geschehen, das die letzten tausend Jahre europäischer Geschichte unter sich begrub oder doch zu begraben schien, seine Mitwelt mit Begebenheiten behelligen sollte, die am Ausmaß gewaltsamer Ereignisse und vor allem ihrer Folgen sich nur selten mit dem eben Erлитtenen messen konnten.“³⁾ Kürzlich hat der amerikanische Geograph und Historiker David Lowenthal aufgrund von Erfahrungen und Material aus dem angloamerikanischen Bereich das gegenwärtige Bewußtsein von Vergangenheit zu deuten versucht und festgestellt, wie stark bei aller heutigen Rekonstruktion und Sichtbarmachung von Geschichte die Vergangenheit für uns ein fremdes Land sei: „The Past is a Foreign Country“ heißt sein Buch. Aus der auf uns hinführenden Zeitperspektive sei die Vorstellung eines abgeschlossenen,

²⁾ Ernst Nolte in wiederholten Äußerungen, zuletzt in dem Artikel: Vergangenheit, die nicht vergehen will, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 6. 6. 1986, womit er viel Widerspruch hervorgerufen hat. Claude Lanzmann, Shoa. Düsseldorf 1986.

³⁾ Alfred Heuß, Versagen und Verhängnis. Berlin 1984, 33.

von uns getrennten Raumes geworden, den wir zu bewahren versuchen, in dem deutlichen Bewußtsein, daß er auch durch diese Bewahrung verändert, ja zunehmend zerstört wird.⁴⁾

Die Geschichtswissenschaft hat es, wie man sieht, schwer, sowohl mit der Geschichte des eigenen Jahrhunderts als auch mit aller früheren. Wie läßt sich noch verbindlich erkennen und erzählen, also, hundert Jahre nach Rankes Tod, forschen und darstellen, wie es eigentlich gewesen ist? Ich möchte zwei Beispiele aus der Zeitgeschichtsschreibung anführen, in denen dieser Anspruch, wie ich meine, in für unsere Gegenwart recht bezeichnender Weise aufgelockert oder auch wohlbegründet eingeschränkt erscheint. Sie beleuchten zugleich die bekannten Unterschiede von West und Ost. Hans-Peter Schwarz hat in zwei Bänden der repräsentativen „Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ 1981/83 die „Ära Adenauer“ dargestellt und informiert den Leser im Nachwort darüber, daß in dieser erstmaligen Darstellung nicht nur mit trockenen Fakten, sondern auch mit Temperament, Kunstgriffen und Urteilen gearbeitet worden sei; ein Historiker, der nicht bereit und in der Lage sei, ein Urteil über die von ihm geschilderten Sachverhalte zu fällen, sei sein Geld nicht wert. Folgendermaßen beschreibt er dann sein Prinzip des Darstellens und Urteilens: „In den beiden Bänden habe ich mich von dem Grundsatz leiten lassen, in erster Linie die aus den heute verfügbaren schriftlichen Quellen ermittelten Fakten für sich selbst sprechen zu lassen und beim Urteil nicht zu vergessen, daß man der Vieldeutigkeit geschichtlicher Vorgänge und der wohlbekannten Vielschichtigkeit persönlicher Motivationen durch relativierende Perspektive und ironische Halbdistanz am ehesten gerecht wird.“⁵⁾ Glückliche, wer im Freien Westen so locker Abstand halten kann! Das andere Beispiel ist die erste historische Darstellung der Solidarność von dem polnischen Historiker Jerzy Holzer, Ende 1983 in einem Warschauer Untergrundverlag gedruckt, 1985 ins Deutsche übersetzt. Im Vorwort schreibt er: „Als Historiker bin ich mir bewußt, daß man die Geschichte der ‚Solidarität‘ noch nicht sine ira et studio schreiben kann. Auch verschweige ich nicht, daß ich emotional auf ihrer Seite bin. Aber ich will mich im Rahmen

⁴⁾ *David Lowenthal*, *The Past is a Foreign Country*. Cambridge/London/New York 1985.

⁵⁾ *Hans-Peter Schwarz*, *Die Ära Adenauer. Epochenwechsel 1957–1963*. (Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 3.) Stuttgart/Wiesbaden 1983, 388.

meiner Möglichkeiten um Objektivität bemühen, indem ich die folgenden Überlegungen als einen ersten Versuch betrachte, die Problematik zu umreißen und die Fakten zusammenzutragen.“ Und dann macht er noch ausdrücklich eine Einschränkung zum Schutz der gefährdeten Gewerkschaftsangehörigen, die nicht weiter kommentiert werden muß: „Es ist die Pflicht des Historikers, das Handeln derjenigen, die sich nicht verteidigen können, mit Zurückhaltung zu beurteilen. Ich möchte auch vermeiden, daß irgendein Fragment dieses Buches als tendenziöses und aus dem Kontext gerissenes Zitat in der Anklagerede eines Staatsanwaltes gegen Angehörige der ‚Solidarität‘ auftaucht.“⁶⁾

Was kann eine geschichtliche Betrachtung der Geschichtswissenschaft, eine Geschichte der Historie unseres Jahrhunderts, in dieser Überfülle, Heterogenität und Problematik historischer Forschung und Literatur wollen? Sicherlich nicht eine mehr oder weniger verkürzte Wiederholung der Wege, Umwege und Abwege inzwischen überholter Einzelforschungen und veralteter Darstellungen bis zu dem Punkt hin, an dem wir uns befinden und von wo aus wir nun weiterarbeiten sollten. Das ist mit Gewinn in forschungsgeschichtlichen Einleitungen zu konkreten Spezialuntersuchungen zu leisten, nicht für größere Bereiche oder gar die Gesamtheit der Historie. Es würde, falls es überhaupt möglich wäre, zu der irrigen Vorstellung verführen, die Historie oder ihre angeblichen Hauptrichtungen entwickelten sich nach Plan und Planerfüllung. Es würde auch, wenn man allzu eingängig und verständnisbereit frühere Auffassungen reproduzierte, die Nachteile verstärken, die man ohnehin als historiographiegeschichtlich arbeitender Historiker empfindet: daß man nämlich alte, in der späteren Forschung glücklicherweise überwundene Vorurteile, Akzente, Geschmacksmoden unnötig wiederbelebt. Die normalere Einstellung des Historikers zu seinen Vorgängern, abgesehen von den wenigen, die er als Lehrer und Vorbilder bewundert, ist die kritische. Entsprechend kann man als Impuls für viele historiographiegeschichtliche Arbeiten Unzufriedenheit mit der wissenschaftlichen Entwicklung feststellen, Abneigung gegen die vorherrschenden Richtungen, Bestreben zu zeigen, wie man es lieber haben möchte oder wie überholungsbedürftig vieles an der gegenwärtigen wissenschaftlichen Tätigkeit eigentlich

⁶⁾ Jerzy Holzer. „Solidarität“. Die Geschichte einer freien Gewerkschaft in Polen. München 1985, 23 f.

sei. Schon Ludwig Wachler, der 1812–1820 eine Geschichte der historischen Wissenschaften seit dem 14. Jahrhundert verfaßte, tat das in einer gewissen Unzufriedenheit mit der gegenüber Frankreich und England zurückbleibenden deutschen Entwicklung. Wozu er ja wenige Jahre später keinen Grund mehr gehabt hätte – angesichts der Wirkung von Niebuhr und Ranke und der Gründung der *Monumenta Germaniae Historica*. Eduard Fueter schrieb seine Geschichte der neueren Historiographie 1911 mit deutlicher Kritik an der allzu beherrschenden deutschen Richtung und mit Sympathie für die neuen sozialhistorischen Versuche. Nicht nur deutsche und österreichische Historiker, Below, Meinecke und Srbik, unternahmen daraufhin Ehrenrettungen der spezifisch deutschen Geschichtswissenschaft, sondern auch englische und amerikanische innerhalb allgemeinerer Darstellungen: Gooch und Thompson. Nach dem Zweiten Weltkrieg überwog aber wieder die kritische Wissenschaftsgeschichte, verbunden mit Propaganda für neue Richtungen: bei den Amerikanern Iggers und Stoianovich, bei zahlreichen Historikern in beiden Teilen Deutschlands.⁷⁾

Ob nun rechtfertigend oder kritisch: Wir haben einige gute Darstellungen der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts, aber bisher keine vergleichbare, umfassende des 20. Jahrhunderts. Die des 19. Jahrhunderts ist sicherlich einfacher, klarer darstellbar, es ist der Prozeß einer sich langsam entwickelnden Wissenschaft, in ihren spezifischen Betrachtungsweisen und Methoden und den spezifischen Organisationsformen von Forschung und Lehre von Deutschland ausgehend und in einer Phasenverschiebung von zwanzig, dreißig Jahren in England, Frankreich, Amerika, Rußland und anderswo sich ausbreitend. Die des 20. Jahrhunderts beginnt mit ei-

⁷⁾ *Ludwig Wachler*, Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der litterarischen Cultur in Europa. 2 Bde. Göttingen 1812–1820; *Eduard Fueter*, Geschichte der neueren Historiographie. München/Berlin 1911; *Georg von Below*, Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen an bis zu unseren Tagen. München/Berlin 1924; *Friedrich Meinecke*, Die Entstehung des Historismus. München 1936; *Heinrich Ritter von Srbik*, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart. 2 Bde. München 1950–51; *G. P. Gooch*, History and Historians in the Nineteenth Century. London 1913; *J. W. Thompson*, A History of Historical Writing. 2 Bde. New York 1942; *Georg G. Iggers*, The German Conception of History. Middletown, Conn. 1968, u. *ders.*, New Directions in European Historiography. Middletown, Conn. 1975; *Trajan Stoianovich*, French Historical Method: The Annales Paradigm. Ithaca/London 1976.

ner Krise, einer damals und bis heute viel erörterten Krise der Wissenschaftsauffassung, bevor die politischen Krisen und Katastrophen einsetzten, die ja dann Geschichtsbild, Geschichtsbewußtsein und damit auch den geschichtswissenschaftlichen Betrieb noch viel stärker erschütterten. Es ist immer wieder festzustellen, daß diese Krise vor 1914, im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts einsetzend und in bemerkenswerter Ähnlichkeit in verschiedenen Ländern zum Ausdruck kommend, noch das deutlichste ist, was wir von der Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert kennen. In Deutschland der Streit um die Eigenständigkeit der Geistes- oder Kulturwissenschaften, die Diskussion des historischen Relativismus, die Propagierung der neuen Kulturgeschichte zwischen Politikgeschichte und Soziologie, in Frankreich die der „synthèse historique“ in ähnlicher Mittelstellung, in Amerika die der „New History“ und vergleichbare Grundlagendiskussionen in Italien, Rußland oder Rumänien – all das ist uns durch mehrfache Wiederaufnahme in späteren Theoriedebatten und inzwischen auch durch wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen und Kongresse ziemlich vertraut.

Der amerikanische Historiker Ernst Breisach, der vor drei Jahren eine vorzügliche Gesamtdarstellung antiker, mittelalterlicher und moderner Geschichtsschreibung vorgelegt hat, macht für die Veränderung des Lebens zwischen 1870 und 1914 und entsprechende Beeinflussung der Geschichtswissenschaft vier Kräfte verantwortlich: neue wissenschaftliche Entwicklungen, Industrialisierung, Emanzipation der Massen, Verbindung der ganzen Welt. Dieselben Kräfte nennt er dann auch als entscheidend für die Zeit nach 1914.⁸⁾ Mir scheint, so einfach läßt sich die Folgezeit nicht anschließen. Der Aussagegehalt der geschichtswissenschaftlichen Weiterentwicklung nach 1914 wird damit nicht genügend erfaßt. Eine gewisse Einheitlichkeit der internationalen Geschichtswissenschaft, bei Anerkennung einer immer noch führenden Rolle der deutschen (auch bei den Neuerungen der Jahrhundertwende), eine Zusammenarbeit, die sich gerade bei der Organisation des internationalen Historikerkongresses 1898 manifestiert hatte, zerbrach durch den Ersten Weltkrieg. Soweit deutsche historiographische Leistungen und Neuansätze in den zwanziger Jahren wieder internationales Interesse finden konnten, war damit ab 1933 Schluß, und der italienische Althi-

⁸⁾ *Ernst Breisach, Historiography, Ancient, Medieval and Modern. Chicago/London 1983, 268 u. 322.*

storiker Momigliano hat 1961 mit schonungsloser Deutlichkeit festgestellt, daß nach 1945 der deutsche Historismus nicht wieder Bedeutung im übrigen Europa erlangen konnte.⁹⁾

Die Geschichtswissenschaften in den verschiedenen Ländern – das ist das Auffallende – entwickelten sich sehr stark, aber zugleich heterogener als je zuvor, so wie diese Länder sehr unterschiedlich von den Krisen des Jahrhunderts betroffen waren und unterschiedlich darauf reagierten: auf die Weltkriege und Atomkriegsdrohungen, auf die russische Revolution und die Entwicklung totalitärer Staaten mit ihren realisierten menschenvernichtenden Ideologien, auf den Zusammenbruch des europäischen Staatensystems, die neue Weltstellung der Supermächte und den Aufstieg der Dritten Welt. Zum Teil herrscht das Staatsinteresse vor, zum Teil sind wissenschaftliches Interesse und Publikumsinteresse gleich stark oder stärker. Im ersten Fall wird ideologisch gerechtfertigt und verurteilt, eine verordnete Identität des Staates untermauert und reproduziert und dabei vieles Historische dem eigenen Land verborgen gehalten. In den anderen Fällen können ältere und neuere nationale Identitätsbildungen miteinander kämpfen, wird versucht, die Vergangenheit aufzuklären oder einfach das historische Interesse zu kultivieren und zu differenzieren. Insofern haben die Geschichtswissenschaften eine bedeutende nationale Funktion in ihrem jeweiligen Staat. Davon sind sie geprägt, und diese Prägung bestimmt auch den Grad, in dem sie fähig sind, miteinander zu kommunizieren, also international zu wirken und Wirkung von außen produktiv aufzunehmen. Denn nach der Betonung der Stärke und Heterogenität der Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert muß nun auch wieder daran erinnert werden, wie intensiv in den letzten Jahrzehnten die internationale Zusammenarbeit geworden ist. Die Geschichtswissenschaften gehen aufeinander zu und haben sich oft, nicht immer, etwas zu sagen – oder könnten sich etwas zu sagen haben.

Hierauf aufmerksam zu machen, dazu könnte eine Geschichte der Historie unseres Jahrhunderts beitragen. Ich will im folgenden versuchen, das an vier ausgewählten, aber wichtigen Geschichtswissenschaften skizzenhaft zu verdeutlichen, an der russischen, amerikanischen, französischen und deutschen.

⁹⁾ *Arnaldo Momigliano*, zuerst in: *Rivista Storia Italiana* 73, 1961, 104f., dann in engl. Übersetzung in seinem Sammelband: *Studies in Historiography*. London 1966, 222.

I.

Rußland hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine sehr ausgebildete Geschichtswissenschaft, deren Entwicklung zwar durch ungewöhnlich starke staatliche Kontrolle geprägt worden war, die aber doch sehr früh zu neueren sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen und Darstellungen gelangte. Die Zensur hatte im 19. Jahrhundert möglichst lange versucht, den Einfluß westlicher Ideen, also auch die Information über die neuere Geschichte des übrigen Europa zu hemmen. Westliche Geschichte wurde als Lehrstoff erst 1835 mit Einschränkungen zugelassen, Geschichte der Französischen Revolution erst seit 1863, denn diese Themen konnten historisch aufklärend und damit wie Reformforderungen wirken, sie konnten die außerrussische Geschichte als Wunschbild, als Zukunft der eigenen erscheinen lassen. Statt dessen wurden vielbändige, die russische Eigenart betonende Nationalgeschichten gefördert, aber schon die von Kljutschewski (1904–21) stellte die spezifisch russischen sozialen Schichtungen und ökonomischen Gegebenheiten in den Vordergrund. Und gleichzeitig, um die Jahrhundertwende, wurde über Westeuropa geforscht: Russische Historiker trugen z. B. mit neuen statistischen Methoden mehr zur Erforschung der vorrevolutionären französischen Agrarverhältnisse bei als die Franzosen selber.¹⁰⁾

Die marxistisch-leninistische Geschichtsideologie nach der bolschewistischen Revolution von 1917 konnte gewissermaßen an alles anknüpfen: an die sozioökonomische Betrachtungsweise, an die Nationalgeschichte und last not least an die Zensur bzw. die Planung von oben. Nur kurz, aber in einem entscheidenden Säuberungsstadium in den Jahren von 1928, den damals einsetzenden Angriffen gegen die bisherige Forschungstradition, bis 1934, herrschte die rein materialistische, nur auf Gesellschaftsformationen und Klassenkampf ausgerichtete Geschichtslehre des Historikers Pokrowski mit ihrer totalen Abwertung aller früheren russischen wie überhaupt aller nationalen Geschichte. Pokrowski setzte in der russischen Geschichtswissenschaft mit seinem „kämpferischen Marxismus“ gegen innen und außen eine bisher in aller Geschichtswissen-

¹⁰⁾ Vgl. Klaus-Detlev Grothusen, Die Historische Rechtsschule Rußlands. Gießen 1962; Hans Hecker, Russische Universalgeschichtsschreibung. München Wien 1983.

schaft nie dagewesene dogmatische Bindung an zwei Theoretiker und einen auch theoretisch tätigen Politiker durch, also an Marx, Engels und Lenin, die nicht nur als maßgebende Lehrer der Historiker, sondern gleichzeitig auch selbst als Historiker gelten sollten, mit allen ihren Schriften, auch den tagespolitischen. Die ungewöhnliche Einrichtung, daß sich der führende Staatsmann grundsätzlich und im Einzelnen verbindlich über Geschichte äußert, wurde von Stalin, später ja auch von anderen, übernommen. 1932 wurde Pokrowski an der Kremllauer beerdigt, 1934 veränderte Stalin seine Lehre, indem er die vaterländische Geschichte rehabilitierte, also seinen von Trotzki so genannten „Nationalsozialismus“ zur Geltung brachte. Dieses Datum wurde von den russischen Historikern noch bei der 50jährigen Wiederkehr 1984 groß gefeiert. Gegen das abstrakte „Soziologisieren“, wie man es nannte, hatte der konkrete, interessante, erzählbare Faktenreichtum der Geschichte wieder sein Recht erhalten, und außerdem, noch wichtiger, der patriotisch zusammenhaltende Stolz auf die eigene Vergangenheit. Nach der Devise „Sozialismus in Einem Land“ trat der weltrevolutionäre Aspekt zurück gegenüber der großrussischen Zusammenfassung der vielen Nationalitäten der Sowjetrepubliken, die gegenwartspolitisch viel dringlicher war. Dietrich Geyer hat dies als „sowjet-imperiale Reichsgeschichte“ bezeichnet, in der die frühere Expansion Rußlands in ihrer relativen Fortschrittlichkeit bewertet wurde.¹¹⁾

Diese nicht ganz einfache Kombination der marxistisch-leninistischen weltrevolutionären Lehre mit dem Bedürfnis nach einem vaterländischen Geschichtsbild hat seit 1934 immer wieder die Diskussionen bestimmt, besonders nach 1945 und 1965 – nun auch im Zuge der neuen Führungsrolle der Sowjetunion im internationalen marxistischen Lager. Kontakt mit den Geschichtswissenschaften westlicher Länder fand nur sehr zurückhaltend statt, meist nur in Form kritischer Abwehr, sonst höchstens mit linksgerichteten Historikern. Aber bei den Ländern des Ostblocks und bei China war nun auf Durchsetzung der dogmatisch „richtigen“ Geschichtsauffassung zu achten und außerdem auf Anerkennung des Primats russischer

¹¹⁾ *Dietrich Geyer*, *Kommunistisches Geschichtsverständnis*, in: Waldemar Besson (Hrsg.), *Geschichte*. Frankfurt am Main 1961, 126. Vgl. außerdem *E. Oberländer*, *Sowjetpatriotismus und Geschichte*. Köln 1967; *E. Hösch*, *E. V. Tarle (1875–1955) und seine Stellung in der sowjetischen Geschichtswissenschaft*. Wiesbaden 1964; *John Barber*, *Soviet Historians in Crisis, 1928–1932*. London 1981.

Geschichtswissenschaft und Geschichte. 1946 wurde ein Fünfjahresplan für die Produktion einer Geschichte der Sowjetunion aufgestellt, wobei die Priorität bei möglichst vielen Etappen der sozioökonomischen Entwicklung gegenüber dem Westen und China nachgewiesen werden sollte. Das führte zu den für die östliche Geschichtswissenschaft so kennzeichnenden Periodisierungsdebatten. Zehn Jahre später begann die erste große, insgesamt jetzt 13bändige Weltgeschichte von sowjetischer Seite zu erscheinen.¹²⁾ Der rigorose Führungsanspruch war nun, in der Zeit der Entstalinisierung, und natürlich auch aus wissenschaftlichen Gründen, nicht mehr aufrechterhalten. Man versuchte, alle Völker der Erde gleichberechtigt zu behandeln, legte aber um so mehr Wert auf die genaue Abfolge der Gesellschaftsformationen. Auch die Gültigkeit dieser Stufentheorie für jedes Volk ist dann in den 60er Jahren, noch während des Erscheinens der „Weltgeschichte“, in Frage gestellt worden, besonders seitens der Althistoriker und Mediävisten in der DDR, in Ungarn, der ČSSR und auch der Sowjetunion selbst. Zunehmend kommt es der russischen Geschichtswissenschaft auch darauf an, die Meinungen westlicher Historiker nicht immer nur pauschal abzutun und höhnisch zu bekämpfen, sondern mit ihnen ins Gespräch zu kommen, Anerkennung zu erlangen, ohne die staatlich kontrollierten Grundprinzipien zu verleugnen.

Man kann diese ganze Ausbreitung der russischen Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert für uns oder für eine uns angehende Geschichte der Historie uninteressant finden, weil sie durch ihre sehr dauerhafte ideologische Prägung beschränkt, fremd und zu unkritisch ist. Nach dem neuesten Eindruck von Dietrich Geyer sind sogar die theoretischen Diskussionen spannungsloser geworden. Viele grundlegend wichtige Werke zur russischen Geschichte werden im Ausland geschrieben, mehr, als das vergleichsweise für andere Länder gilt.¹³⁾ Dabei geht es nicht nur um Aufklärungen, die in der Sowjetunion selber verboten wären, wie Peter Scheiberts Buch über das russische Volk in der Revolution 1918–22 („Lenin an der Macht“, 1984), sondern auch um historiographische Leistungen

¹²⁾ Vsemirnaja istorija. 10 Bde. Moskau 1955–1965, Erg.bde. 11–13, 1977–1983. Deutsch: Weltgeschichte in zehn Bänden. Berlin (DDR) 1961–1969.

¹³⁾ Dietrich Geyer, Klio in Moskau und die sowjetische Geschichte, in: Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Jg. 1985, Bericht 2, 34.

wie Wittrams Biographie Peters des Großen (1964), die überragend ist, obwohl der Verfasser nicht aus russischen Archiven schöpfen konnte. Trotzdem wäre es Blindheit, die Macht und Bedeutung der sowjetischen Geschichtswissenschaft im Lande und darüber hinaus nicht zu erkennen. Fritz Epstein hat schon 1930 gesagt, es sollte „auch bei prinzipieller Ablehnung der in der russischen Geschichtswissenschaft gegenwärtig herrschenden Richtung nicht verkannt werden, zu welcher Bedeutung das marxistische historische Weltbild im öffentlichen Leben der Sowjetunion gelangt ist“. Er sah darin ein faszinierendes Beispiel, „wie in einem Land von 150 Millionen ein sehr bestimmtes und sehr waches historisches Bewußtsein herangebildet wird“. ¹⁴⁾

Inzwischen gibt es dort die unerschütterliche Hierarchie der geschichtswissenschaftlichen Großorganisationen, mit der Geschichtsabteilung der Moskauer Akademie an der Spitze, die über 3000 Wissenschaftler beschäftigt, und den davon abhängigen Instituten in allen Sowjetrepubliken. Insgesamt gab es Anfang der 80er Jahre mehr als 30000 hauptberuflich tätige Historiker (d. h. wohl etwa soviel wie in den Vereinigten Staaten), weitestgehend für langfristige Großplanungen eingesetzt, die zum Teil präzise auf kommende Gedenkjahre ausgerichtet sind. ¹⁵⁾ Gegen alle Versuche der Wissenschaftler, sich auf Spezialgebiete der früheren Geschichte zurückzuziehen, wird immer wieder die Aktualitätsforderung gestellt und die Zeitgeschichte ab 1917 enorm bevorzugt. An Größe und Planungsorganisation steht also die sowjetische Geschichtswissenschaft einzig da. Und man kann auch nicht daran zweifeln, daß es dieser Staat, der sich der stabilisierenden Bedeutung eines wissenschaftlich fundierten ideologischen Geschichtsbildes so voll bewußt ist, geschafft hat, das von Epstein genannte „sehr bestimmte und sehr wache historische Bewußtsein“ heranzubilden. Das ist aber weniger der Propagierung der marxistisch-leninistischen Geschichtsauffassung zu verdanken als der Propagierung der vaterländischen Ge-

¹⁴⁾ *Fritz Epstein*, Die marxistische Geschichtswissenschaft in der Sowjetunion seit 1927, in: *Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven N.F. VI*, 1930, H. 1, 132.

¹⁵⁾ *Geyer*, *Klio* in Moskau (wie Anm. 13), 24; *Laurence Veysey*, The United States, in: G. G. Iggers/H. T. Parker (Eds.), *International Handbook of Historical Studies*. Westport, Conn. 1979, 157, beruft sich auf eine Zahl von etwa 25000 Historikern in den USA im Jahre 1977, in der irrigen Annahme, in der gesamten übrigen Welt gäbe es nur halb so viel Historiker.

schichte, weniger (wenn man den westlichen Beobachtern trauen darf) dem Erlebnis der Revolution als dem Erlebnis des Zweiten Weltkrieges, des sog. Großen Vaterländischen Krieges. Kein anderes Land hat diese Katastrophe so intensiv in doppelter Weise erfahren: als Zeit grausamer Leiden, millionenfacher Opfer, und als Zeit schwer errungenen, aber gewaltigen, befreienden und machstiegendernden Sieges. In dem entsprechenden sehr pathetischen Zusammengehörigkeitsgefühl hat der Sozialismus wahrscheinlich eine geringere emotionelle Bedeutung als die Heimat, das gemeinsame Vaterland und die Erinnerung an seine lange Geschichte mit ähnlichen Befreiungstaten.

II.

Wenden wir uns nun zu den Vereinigten Staaten von Amerika, so war hier im 19. und noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts Geschichte und Geschichtswissenschaft stark mit Europa und europäischer Vergangenheit verbunden, aber anders als bei Rußland war dies gegenüber dem eigenen Land nichts Vorbildliches, sondern etwas Überwundenes oder bestenfalls die ehrwürdige kulturelle Tradition. Gegenüber dieser verwirrenden jahrhundertelangen Geschichte hatte Amerika seine Constitution und seine fortschrittsgläubige Gegenwartigkeit. Geschichtsinteresse war mehr Liebhaberei. Man versuchte in den 1880er Jahren daraus eine an den Universitäten einzurichtende seriöse Wissenschaft zu machen und gründete die „American Historical Association“, um die Regierung und private Geldgeber dafür zu interessieren; zunächst ohne viel Erfolg. Nach 1890 verstand man, sich nützlicher zu machen. Die inneramerikanische Neulandgewinnung war zu Ende, die Industrialisierung führte zu einer schweren Wirtschaftskrise, der Ausweg in den Imperialismus schien den bisherigen amerikanischen „Way of Life“ zu ändern. In diesem Zusammenhang wurde die „New History“ propagiert, man erkannte den Wert der bisherigen besonderen amerikanischen Ideale, besonders der puritanischen und der Frontier-Gesinnung. Turners Frontier-These (1893) gilt als Amerikas historiographische Unabhängigkeitserklärung von Europa. Die „New Historians“ betonten, daß, jedenfalls für die spezifische Erfassung des amerikanischen Volkes, die Politik, die man bisher nach europäischem Vorbild als das Hauptgebiet historischer Forschung angesehen hatte, zweitrangig sei gegenüber sozialen Bewegungen, wirt-

schaftlichen Interessen und den davon abhängigen Denkweisen. Und diese Denkweisen – damit unterstrich man die Nützlichkeit, den „präsentistischen“ Wert der Geschichtswissenschaft – hielt man für historisch aufklärbar und damit beeinflussbar und im Sinne eines guten Fortschritts veränderbar. „Bisher“, erklärte James Robinson, „ist die Gegenwart das gefügige Opfer der Vergangenheit gewesen; jetzt ist die Zeit gekommen, da sie über die Vergangenheit herfallen und sie im Interesse des Fortschritts ausbeuten muß.“¹⁶⁾ In Verbindung mit pragmatischen Sozialphilosophen entwickelten sich also sowohl Wirtschafts- und Sozialgeschichte als auch die sogenannte „intellectual history“.

Amerikas Eintritt in den Ersten Weltkrieg erweiterte den Horizont in unerwarteter Weise: er wurde aber von den „New Historians“ nicht als Eintritt in die Weltgeschichte gefeiert. Sie gehörten zu den Isolationisten, die verstärkt die amerikanische Identität, die Besonderheit der amerikanischen Zivilisation untersuchten und hierfür die Eingliederung in die „Social Sciences“ anstrebten, also Geschichte zur historischen Sozialwissenschaft und damit erst wirklich zur Wissenschaft machen wollten. Daneben entwickelte sich aber auch die Politikgeschichte, etwa die Forschung über die Ursachen des Ersten Weltkrieges, über die ja kaum in den europäischen Ländern mit ihren jeweiligen Voreingenommenheiten, wohl aber in Amerika wissenschaftliche Kontroversen ausgetragen wurden.

Die Weltwirtschaftskrise und der Aufstieg totalitärer Herrschaftssysteme in Europa verunsicherten und bereicherten die amerikanische Geschichtswissenschaft. Charles Beard, der als Zerstörer des Mythos von der amerikanischen Verfassung angefangen hatte und zum produktiven, vielgelesenen Vorkämpfer einer historischen Sozialwissenschaft geworden war, relativierte nun die Wissenschaftlichkeit der Geschichtsforschung und des Fortschrittsdenkens; an den modernen Bewegungen des Bolschewismus und des Faschismus mit ihren Geschichtsideologien sah er, wie stark der Faktor des Glaubens und der Willensentscheidung in der Erfassung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft war, und diesen Glauben, also die für Amerika spezifischen Ideale, wollte er nun stärken und nicht nur, wie bisher, Interessen entlarven.¹⁷⁾

¹⁶⁾ *J. H. Robinson, The New History (1912), zitiert in: Fritz Stern (Hrsg.), Geschichte und Geschichtsschreibung. München 1966, 263.*

¹⁷⁾ Besonders in seinem Aufsatz: *Written History as an Act of Faith, in: AHR 39, 1934.*

In denselben dreißiger Jahren öffnete sich das Land den vielen europäischen Emigranten, den Wissenschaftlern und Intellektuellen, die der russischen Revolution, dem italienischen Faschismus, dem deutschen Nationalsozialismus, dem spanischen Bürgerkrieg und dem Anschluß Österreichs entflohen waren. Mit Hilfe ihrer Anregungen, aber auch unabhängig davon, unter dem Eindruck der schweren, kulturgefährdenden Krisen in Europa, weitete sich das historische Weltbild. Das Interesse an „Western Civilization“ nahm zu, an Kulturgeschichte und gleichzeitig, über die westliche Kultur und über historische Fragen hinausgehend, an systematischer, sowohl anthropologischer als auch soziologischer Erforschung von höheren und niederen Kulturen, ihrer Kreativität und ihrer Erstarrung. Neben der sozialgeschichtlich ausgerichteten „intellectual history“ wurde die von der europäischen Geistesgeschichte angeregte „history of ideas“ etabliert, 1940 sogar mit einer Zeitschrift. Spezialrichtungen wie etwa die zur europäischen Renaissance wurden kultiviert. Aber auch Ideenbewegungen, die sich als politisch zwiespältig oder gar verhängnisvoll erwiesen hatten: Nationalismus, Darwinismus oder Liberalismus, wurden untersucht. Außerdem kam man von Ideologien auf irrationale, kollektivpsychische Erscheinungen und entsprechende Erklärungsmuster, die zu der in Amerika besonders differenziert entwickelten Psychohistorie führten.

Diese Richtungen, in denen die amerikanische Geschichtswissenschaft weit über das Interesse an der eigenen nationalen Geschichte hinausgriff, verstärkten sich in den 40er bis 60er Jahren, als nun Amerika im 2. Weltkrieg und dann im Kalten Krieg seine neue Weltmachtrolle positiv und auf Dauer akzeptierte, sich also für die Existenz der westlichen Zivilisation, des Freien Westens und sogar für die der dekolonisierten Völker verantwortlich fühlte. Diese Weltmachtrolle und das damit verbundene Sendungsbewußtsein bedingten aber auch eine neue Idealisierung der eigenen Nation, eine Idealisierung zu universalen Zwecken, zur Anerkennbarkeit Amerikas und seiner Führungskraft in der ganzen Welt. Die alte kritische „New History“ war nicht mehr gefragt. 1951 beurteilte S. E. Morison historische Untersuchungen über die Interessengebundenheit von Ideen als glaubensschwächend und irreführend.¹⁸⁾ Der „American Mind“ mit seinen religiös-ethischen Ursprüngen und seinen durchgängigen demokratischen, antitotalitären Impulsen wurde neu

¹⁸⁾ In seinem Aufsatz: Faith of a Historian, in: AHR 56, 1951.

beschworen, besonders in der sog. „Consensus History“ mit ihren erzieherischen und darum harmonisierenden Tendenzen. Es war, bis Ende der 60er Jahre, die hohe Zeit ideengeschichtlicher Darstellungen, zu denen freilich immer auch, besonders bei außeramerikanischen Themen, kritische Beiträge gehörten.

Was die historische Erforschung der übrigen Welt betrifft, so ist sie in Amerika nach dem 2. Weltkrieg wohl reicher und vielfältiger entwickelt worden als irgendwo sonst. Das liegt nicht an einem besonders hohen Interesse an Universalgeschichte als solcher, wenn auch Toynbees Lehre von den Zivilisationen stärker diskutiert wurde als in England selber und vergleichende Forschungen sehr beliebt sind. Universale Geschichtskonzeptionen wurden schon 1946 vom Social Science Research Council grundsätzlich abgelehnt; damit zielte man natürlich weniger auf Spengler und Toynbee als auf den Marxismus-Leninismus. Die trotzdem stattfindende große Forschung über außeramerikanische Gebiete liegt an der breiten, oft privat geförderten Spezialisierung, und sie hat damit zu tun, daß man historische Untersuchungen bei globalen gegenwartspolitischen und zukunftsplanerischen Fragestellungen für nützlich, wenn auch nicht für ausschlaggebend hält – so wie wir es für den nationalen Bereich seit der Jahrhundertwende beobachtet haben. Es läßt sich beispielsweise durchaus eine Verbindung erkennen zwischen dem amerikanischen Nachkriegsinteresse an der Zusammenarbeit mit den westeuropäischen Staaten und der Theorie von der besonderen atlantischen Zivilisation, die R. R. Palmer mit den verschiedenen und doch ähnlichen Revolutionen zwischen 1763 und 1801 beginnen sieht und die nicht nur auf ideengeschichtlichem, sondern auch auf wirtschafts- und verkehrsgeschichtlichem Gebiet zu einer gewissen Zusammenarbeit amerikanischer und europäischer, besonders französischer Forscher geführt hat. Eine beherrschende Geschichtsideologie ist daraus allerdings nie geworden. Produktiver und weiterführend waren die staatlich sehr geförderten „area studies“ zur Erforschung der politischen, kulturellen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse in Fernost, Lateinamerika, Osteuropa, Afrika und im islamischen Bereich. Diese Institutionen richteten meistens auch jeweils historische Abteilungen ein, so daß viele Historiker hier lernten, fern vom Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichtswissenschaft auf spezifische Fragestellungen der anderen Wissenschaftler und auch der praktischen Politiker einzugehen. Als Beispiel für die Vermehrung solcher amerikanischer Spezialhistori-

ker mag genügen, daß es 1960 30 Afrikahistoriker gab und 1980 600.¹⁹⁾

Schon institutionell wurde hiermit mehr das Gesamtverständnis bestimmter Weltbereiche gefördert als dessen spezifisch historisches oder dessen Zuordnung zu einem universalhistorischen Modell. Die Entwicklungsplanung für die Dritte Welt hat aber doch auch Anstöße zu soziologischen und wirtschaftshistorischen Makrotheorien gegeben, bei denen die Geschichte Amerikas und der ganzen westlichen Welt seit der Industrialisierung zum wahrscheinlichen oder jedenfalls gewünschten Muster wird für die nun einsetzende Entwicklung der Entwicklungsländer und damit für die eigene weltwirtschaftliche Zukunftsplanung. Rostows Theorie der fünf wirtschaftlichen Wachstumsstadien (1960) ist eine der bekanntesten geworden, über das Ökonomische hinausgehend besonders die Modernisierungstheorie von C. E. Black (1966). Was die sowjetischen Historiker über die gleiche Abfolge der Gesellschaftsformationen bei allen Völkern behaupteten, das wollten diese Theoretiker wenigstens für die Modernisierungsphase festlegen, zum Nutzen der Zukunftsplanung und zur Beglückung aller Völker mit dem „American“ oder dem „Western Way of History“. Inzwischen sind diese Theorien durch andere modifiziert und sogar widerlegt worden, besonders durch Dependenztheorien und durch Weltmarktssystemtheorien wie die von Wallerstein. Aber die historische Forschung ist dadurch stark angeregt und gefördert worden – gleichgültig, ob sie die Modelle verifizierte, differenzierte oder entwertete –, besonders die vergleichende politische und soziale Strukturgeschichtsforschung und die sogenannte „New Economic History“, die Richtung der Klio-metrierer mit ihren Langzeitberechnungen europäischen wirtschaftlichen Wachstums seit und sogar vor der Industrialisierung. Auch die aufsehenerregenden Versuche, nichtgeschehene geschichtliche Entwicklungen zu simulieren und dabei die Bedeutung bestimmter Faktoren wie etwa des Eisenbahnbaus für die amerikanische Industrialisierung im 19. Jahrhundert zu bestimmen, sind ohne zukunftsgerichtetes Planungsinteresse kaum denkbar.

Ende der 60er Jahre, bei inzwischen enorm erweiterter Historikerschaft und auch stark gestiegenem öffentlichen Geschichtsinter-

¹⁹⁾ Philip D. Curtin. African History, in: Michael Kammen (Ed.), *The Past Before Us. Contemporary Historical Writing in the United States*. Ithaca/London 1980, 114.

esse, brach die prinzipielle Einheit der auf die eigene Nation bezogenen amerikanischen Geschichtswissenschaft auseinander, durch die „Leftists“, die Neuen Linken mit ihrer Kritik an den amerikanischen sozialen Verhältnissen und am Vietnamkrieg. Ziemlich übertreibend hat Michael Kammen gemeint, von Anfang an bis in die 1960er Jahre habe es bei den amerikanischen Historikern durchweg die beiden Werte Nationalismus und Unparteilichkeit gegeben; seither aber gäbe es nationale Selbstkritik und einseitig-emotionalen moralischen Einsatz bei bestimmten geschichtlich-gegenwärtigen Problemen wie Stadtentwicklung, Agrarentwicklung, Technologie.²⁰⁾ Diese, wie wir sahen, schon früher, in der „New History“ zu findende Parteinahme hat sich tatsächlich sehr produktiv erneuert und ausgeweitet, vor allem in der „New Social History“ über Einzelfragen wie Fabrikleben, Zustände in Krankenhäusern oder Gefängnissen, Familienleben, Sexualität, soziale Mobilität, Protestbewegungen. Der Austausch mit entsprechenden Richtungen in Europa ist hier noch deutlicher als früher.

Vor allem ist aber hervorzuheben, daß die Methoden- und Interessenvielfalt und die Ausdehnung der amerikanischen Geschichtswissenschaft seit dem 2. Weltkrieg zu einer beispiellosen Auffächerung im Lande selber geführt hat, zu einem nichtkoordinierten Nebeneinander älterer und neuerer Richtungen, die sich z. T. ignorieren, sich z.T. aber auch in lebhafter, den eigenen Ansatz engagiert verteidigender Diskussion miteinander befinden. Es gibt kein eindeutiges, beherrschendes und entsprechend staatlich gefördertes Zentrum der Geschichtsforschung, wie etwa Hexter bedauernd konstatiert hat, mit neidvollem Blick natürlich nicht auf die Sowjetunion, wohl aber auf Frankreich.²¹⁾ Das hat viele Gründe, nicht zuletzt den, daß es nie ein zentrales staatliches Interesse an Geschichtswissenschaft, an Vergangenheitsforschung gegeben hat. Auch auf die nationale Identität, auf das vielberedete amerikanische Überlegenheits- und Sendungsbewußtsein ist Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung nicht vorherrschend ausgerichtet; gesellschaftliche und übernationale Problemstellungen stehen gleichberechtigt daneben. Die amerikanische Geschichtswissenschaft genießt den Vorteil, teils politisch gefragt zu sein, entsprechend geför-

²⁰⁾ *Kammen*, *The Past* (wie Anm. 19), 22f.

²¹⁾ *J. H. Hexter*, *Fernand Braudel and the Monde Braudellien*, in: *JModH* 44, 1972, 495ff.

dert zu werden und sich engagieren zu können, teils in Ruhe ihren Spezialinteressen und oft wissenschaftlich interdisziplinären Experimenten nachgehen zu können.

III.

Amerika und Rußland sind die beherrschenden Weltmächte des 20. Jahrhunderts geworden. Frankreich gehört demgegenüber machtmäßig zu den Verlierern in diesem Jahrhundert, wenn auch weit weniger als Deutschland, und es muß auch weit weniger die Gründe für diesen Verlust in sich selber suchen. Die Entwicklung seiner Geschichtswissenschaft ist im 20. Jahrhundert die erstaunlichste. Seit der Jahrhundertwende, verstärkt seit den 20er Jahren, ist sie mit großer Folgerichtigkeit zu einer neuartigen, reichen, von vergleichsweise rein wissenschaftlichem Interesse gesteuerten Erforschung und Rekonstruktion von Vergangenheit gelangt. An Neuartigkeit der Konzeptionen und Fülle der Ergebnisse, ja schon an Breite des geschichtlichen Interesses ist sie in unserem Jahrhundert mit keiner anderen zu vergleichen, im 19. nur mit der deutschen. Gegen traditionelle Richtungen in Forschung und Lehre hat sie sich mit Organisationskraft, Korpsgeist und staatlicher Unterstützung durchgesetzt, ohne einer nationalen oder internationalen Ideologie zu dienen. Diese französische Geschichtswissenschaft scheint aber nicht nur dem politischen Schicksal Frankreichs, sondern überhaupt den geschichtlichen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts fernzustehen, sie zu verdrängen, und sich nur der Wiederentdeckung früherer geschichtlicher Räume und Zustände, Lebens- und Denkweisen zu widmen.

Manches mag sich aus der besonderen französischen Geschichte und Historie des 19. Jahrhunderts erklären lassen, aus dem althergebrachten Zentralismus von Wissenschaft und Bildung, aus dem Stolz auf die große eigene Geschichtsschreibung seit der Aufklärung, die weit über das Nationale und Politische auf das ganze Volks- und Gesellschaftsleben, auf Kultur- und sogar Naturgeschichte ausgerichtet war, besonders bei Michelet. Ihre Zurückdrängung durch die Verwissenschaftlichung seit 1870 konnte wie eine deutsche Überfremdung aufgefaßt werden. Das immer noch lebendigste und umstrittenste nationale Geschichtserlebnis, die Französische Revolution, war dabei nicht nur verwissenschaftlicht, sondern durch die III. Republik zu einem staatlich geschützten Idol der Ein-

heit erhoben worden. Um die Jahrhundertwende protestierte gegen diese positivistisch auf politische Ereignisgeschichte ausgerichtete und teilweise ideologische Historie nicht nur der Soziologe Emil Durkheim mit seinem Konzept einer ahistorischen Gesellschaftswissenschaft, sondern auch, einen dritten Weg oder einen Mittelweg einschlagend, der Philosoph und Literaturwissenschaftler Henri Berr mit seinem Konzept einer „histoire synthèse“. Hier sollte die Menschheitsentwicklung in interdisziplinärer Zusammenarbeit sozusagen makrohistorisch erforscht werden, besonders nach dem Zusammenhang von Raum und Geschichte und nach kollektiven Mentalitäten. Das geschah noch parallel zu deutschen, besonders an der Leipziger Universität unternommenen Versuchen. Es ging um bessere, exaktere Verwissenschaftlichung, um „science“, nicht, wie gleichzeitig in Amerika, um Nutzbarmachung für die Gegenwart, wenn auch diese Wissenschaft als dem modernen Massenzeitalter angemessener galt. Durch den Ersten Weltkrieg wurde die Abkehr von Deutschland entschiedener, aber auch das Desinteresse an Politik. Frankreich hatte unter dem Krieg schwer gelitten, ohne dafür verantwortlich zu sein, es hatte nicht aus eigener Kraft siegen können, also distanzierte man sich von dem aufgesetzten Nationalismus der traditionellen Historiker. Henri Berrs „synthèse“ wurde allerdings immer philosophischer und immer weniger historisch, darum verband sich sein Schüler Lucien Febvre mit Marc Bloch und gründete 1929 die Zeitschrift „Annales“, um für die Raum- und Mentalitätsforschung das feste Fundament der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu schaffen. Sie folgten damit dem Vorbild der deutschen „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, verdrängten es aber gleichzeitig.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann diese neue Richtung der Geschichtswissenschaft unter günstigen Voraussetzungen den ebenso zähen wie schwungvollen Kampf um Ausbreitung, Institutionalisierung und Führung. Sie hatte einen politischen Märtyrer in Marc Bloch, der als Mitglied der Résistance von der Gestapo erschossen worden war, sie hatte in Lucien Febvre einen leidenschaftlichen Propagator und in Fernand Braudel einen überragenden Geschichtsschreiber, der großenteils in deutscher Kriegsgefangenschaft sein Buch über das Mittelmeer und die Mittelmeerwelt in der Zeit Philipps II. geschrieben hatte, das sofort zum klassischen Werk der neuen Geschichtswissenschaft wurde. 1947 erreichte die Gruppe der Annales-Historiker ihre Institutionalisierung in der Pariser École

pratique des Hautes Études, nicht in der alten 4. Sektion für Geschichte und Philologie, sondern in einer neugebildeten 6. Sektion, einem Zentrum für die interdisziplinäre Lehre und Forschung in den Sozialwissenschaften, in dem Historiker, Wirtschaftswissenschaftler, Anthropologen, Linguisten und Ethnologen zusammenarbeiten sollten. Dank starker Propaganda und trotz, vielleicht auch wegen der Ablehnung durch die etablierten Wissenschaftler an der Sorbonne wurde diese Sektion staatlich besonders gefördert und reich ausgestattet. Sie erwies sich auch als weit leistungsfähiger als vergleichbare interdisziplinäre Institutionen der 20er Jahre in Frankreich und Amerika. Anders als in den amerikanischen „area studies“ gab es keine räumliche Begrenzung und war die Geschichtswissenschaft führend.

Bis zu seinem Tode 1956 leitete Lucien Febvre die Sektion und erzeugte unter den Forschern Pioniergeist und Gemeinschaftsgefühl. Er sprach von Geschichts-Laboratorien, von einer „histoire dirigée“, bei welcher der große Historiker nicht mehr schöpferischer Einzelner sei, sondern Chef einer Equipe, der seiner Arbeitsgruppe von großen Problemen her Weisungen gibt, die sie mit allen modernen technischen Hilfsmitteln ausführen soll. So kam es, wie man vor allem an den Beiträgen der „Annales“ sehen kann, zu historischen Forschungen über regionale Agrar- und Siedlungsfragen, Bevölkerungsentwicklung, Klima, Medizin, Technik, Kollektivpsychologie. Man geht über Europa hinaus, und viele Fragestellungen werden verschränkt. Manche Analysen, etwa über Lateinamerika oder China, betreffen gegenwärtige Verhältnisse, aber die historische Fragestellung ist beherrschend, und Politik wie auch politische Ideologien bleiben für Gegenwart und Vergangenheit ausgeklammert. Es geht nicht um die sichtbaren Veränderungen Frankreichs und der ganzen Welt im 20. Jahrhundert oder gar um Entwicklungsplanung, sondern als gemeinsame Intention in aller Vielfalt wird immer betont, daß man den dahinterliegenden unsichtbaren längerfristigen Wandel erkennen möchte, in scheinbar noch unbeweglichen oder jedenfalls ruhigeren Zeiten und historischen Schichten, unter den Bremswirkungen und Verhinderungen durch frühere Strukturen. Le Roy Ladurie wollte beispielsweise in seiner Untersuchung der Agrarverhältnisse im Languedoc zunächst den Übergang zum Kapitalismus, zur Übernahme des Grundbesitzes durch das Bürgertum aufdecken und deckte dann tatsächlich in dieser Region die Bewegungs- und Bremsmechanismen einer vier Jahrhunderte

lang, von 1330 bis 1730 „wachstumslosen Gesellschaft“, einer immer wieder scheiternden Bevölkerungszunahme und Veränderung auf.²²⁾ In gewisser Weise wurden also durch solche mühsam errungenen unerwarteten Forschungsergebnisse die ursprünglichen Forschungsintentionen verunklart. Um so größer war die Bereicherung und Differenzierung historischen Wissens.

Von 1956 bis 1972 wurde die 6. Sektion von Fernand Braudel geleitet. Wenn irgendein Historiker unseres Jahrhunderts, so ist er eine monumentale Gestalt, nicht wegen einer besonderen Klarheit seiner Grundanschauungen oder einer besonderen Endgültigkeit seiner Urteile, sondern wegen der nahezu grenzenlosen Weite, Fülle und Detailschärfe seiner historischen Einsichten und Problemstellungen, wegen der darstellerischen Kraft, mit der er sein Wissen und Fragen dem Leser sichtbar macht. Heinrich Lutz, dem wir eine besonders eindringliche Abhandlung über Braudel verdanken, hat die Besonderheit seiner Leistung in zweierlei gesehen, in der „wesentlichen Akzentverschiebung in den Bereich vorstaatlicher Lebensbedingungen und Formen“ und in der „systematischen Einbeziehung der *nicht*humanen Faktoren (die man früher ‚die Natur‘ nannte) in die Geschichte“.²³⁾ Beides läßt sich an seinem Mittelmeerbuch und an seinem dreibändigen Alterswerk über die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts sehen, beides aber auch in der Hauptrichtung der Sektion während seiner Leitung, in den Langreihen-Untersuchungen von Handelsverkehr, Preisbewegungen, Produktionsentwicklung, von Klima und Epidemien.

Bei den jüngeren Historikern spielen demgegenüber die humanen Faktoren wieder eine größere Rolle, sie sind von der Geschichte der sozialen Strukturen zur Geschichte der Mentalitäten übergegangen, von materiellen Tatbeständen zu Lebenseinstellungen – Einstellungen zu Religion, Liebe, Tod, dem menschlichen Körper, den Krankheiten. Man datiert den Umschwung gern mit der 68er Revolution. Merkwürdigerweise verbreitete sich auch damals erst das Schlagwort von der „Nouvelle Histoire“.²⁴⁾ Die neuen Fragestellungen

²²⁾ *Emmanuel Le Roy Ladurie*, *Les Paysans de Languedoc*. 2 Bde. Paris 1960. Vgl. seine Introduction.

²³⁾ *Heinrich Lutz*, Braudels ‚La Méditerranée‘, in: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hrsg.), *Formen der Geschichtsschreibung*. (Theorie der Geschichte, Beiträge zur Historik, Bd. 4.) München 1982, 348.

²⁴⁾ *Jean Glénisson*, France, in: *Iggers/Parker* (Eds.), *International Handbook* (wie Anm. 15), 178.

gen und Untersuchungsmethoden hatten sich inzwischen auch auf andere historische Zeiten ausgedehnt, von der Frühen Neuzeit, in der sie wegen der benötigten und doch noch nicht unübersehbaren Fülle des Quellenmaterials zunächst ihren Schwerpunkt hatten, zum Mittelalter einerseits und zum 18./19. Jahrhundert andererseits, hier also in der Zeit der tatsächlichen großen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderung, in die Zeit der Französischen Revolution, die nun entideologisiert wurde. Nach 1968 drang die „Nouvelle Histoire“ aber auch sichtlich in Forschung und Lehre aller französischen Universitäten ein, deutlich auf der Grundlage der langjährigen Leistungen der 6. Sektion, deutlich aber auch unter Protesten gegen die Vorherrschaft sozioökonomischer Strukturgeschichte, gegen das, was der Mediävist Jacques Le Goff nun „die imperialistischen Entwürfe der Wirtschaftsgeschichte“²⁵⁾ nannte. Erst jetzt, unter diesen Veränderungen und Verlagerungen, wurde die neue Geschichtswissenschaft wirklich populär, so sehr, daß Frankreich heute an öffentlichem Geschichtsinteresse – nicht einfach an Traditionsinteresse, sondern am Interesse an Tätigkeit und Leistungen der Geschichtswissenschaft – wohl von keinem anderen Land übertroffen wird. Die internationale wissenschaftliche Anerkennung ist schon in der Zeit Braudels sehr groß gewesen. Er hat Schüler und Anhänger in Portugal und Spanien, in Polen und Amerika. Auch dieser Einfluß ist durch die mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten von Ariès, Le Roy Ladurie, Duby und anderen übertroffen worden und hat nun auch in Deutschland geradezu zur Popularität dieser unpolitischen, unideologischen neuen französischen Geschichtswissenschaft geführt.

IV.

Ich wende mich der deutschen Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert als letzter zu, weil wir alle über sie am besten Bescheid wissen; denn zwangsläufig denken wir über ihre besonderen Probleme viel nach, und viel ist über sie in den letzten zwei, drei Jahrzehnten auch geschrieben worden, meistens in kritischer Auseinandersetzung.

Zunächst einige Stichworte dieser kritischen Rückbesinnung: Nach der führenden Rolle, die die deutsche Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert gespielt hatte, kann man zwar sagen, daß sie sich

²⁵⁾ Zit. ebd. 181.

an der Jahrhundertwende neuer Aufgaben und methodischer Anforderungen genauso bewußt war, wie wir es anderswo gefunden haben; insgesamt hat sie aber neue Konzeptionen wie die Richtung Lamprechts, der Soziologen, teilweise auch der Kultur- und Wirtschaftshistoriker entschiedener und siegreicher zurückgewiesen, als das in Frankreich oder Amerika geschah, dank der „stärkeren Bataillone“²⁶⁾ der selbstbewußten, traditionsreichen Zunft. Es ist leider kennzeichnend, wenn 1903 die Berliner Neuzeithistoriker von der Organisation eines internationalen Historikerkongresses in der Reichshauptstadt abrieten, mit der Begründung, „die Diskussion würde sich vermutlich um einen unfruchtbaren Methodenstreit oder um gewisse neutrale Grenzgebiete drehen, unter geflissentlicher Zurückdrängung der zentralen Probleme, die es mit den großen Macht- und Völkerkämpfen zu tun haben und die unsere Wissenschaft in erster Linie beschäftigen müssen“.²⁷⁾ Durch den Ersten Weltkrieg verlor dann die deutsche Geschichtswissenschaft, jedenfalls die Neuhistorie, erst recht den internationalen Kontakt und hat ihn in den nächsten drei Jahrzehnten praktisch nicht wiedererlangt. Nach der Niederlage von 1918 herrschten Trotzreaktionen vor, apologetische, nicht aufklärende Zeitgeschichtsforschungen zur Widerlegung des Kriegsschuldvorwurfs. Nach 1933 verfiel die Geschichtswissenschaft zwar keiner totalen Ideologisierung wie im gleichzeitigen Rußland, aber sie mußte sich anpassen und sie konnte es auch wegen vieler Übereinstimmungen im antiwestlichen, antidemokratischen und völkischen Denken und leistete nur wenig Widerstand, beispielsweise im Fall der offiziell versuchten Verunglimpfung Karls des Großen.

Nach 1945, so wird heute kritisiert, ist zu wenig Erneuerung und Veränderung zu finden. Die Mediävisten betonten die Kontinuität ihrer Forschungen über alle Umbrüche hinweg. Die Neuhistoriker entmilitarisierten und demokratisierten sich, leisteten aber nur eine sehr langsame kritische Revision des nationalen Geschichtsbildes. Durch diese Konzentration auf die eigene Vergangenheit wurden sie außerdem provinziell im Vergleich zu den neuen Methoden und globalen Ansätzen der westlichen Geschichtswissen-

²⁶⁾ Wie *Alfred Heuß* das genannt hat: *Verlust der Geschichte*. Göttingen 1959, 45.

²⁷⁾ Zit. bei *Karl Dietrich Erdmann*, *Zur Geschichte der Internationalen Historikerkongresse*, in: *GWU* 36, 1985, 543.

schaft; diese wurden jedenfalls viel zu zögernd übernommen. Es gibt auch eine andersartige Kritik, die der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 ihre zu kritische, zu abwertende Haltung zur eigenen Vergangenheit vorwirft, zumal wenn sie dabei westlichen politisch-moralischen Normen folgt, oder noch mehr, wenn sie sich auch noch schwerverständlicher sozioökonomischer Modelle bedient; sie werde damit ihrer Aufgabe, positiv und aufbauend zur nationalgeschichtlichen Identitätsfindung beizutragen, nicht gerecht und sei durch ihre abstrakte, erzählfeindliche Sprache an der Entfremdung zwischen Wissenschaft und Publikum schuld. In diesem Sinne ist ja von offizieller Seite, vom Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg, allgemein den Geisteswissenschaften vorgeworfen worden, sie hätten „vor allem die Abteilung Klage und Krisenbeschreibung übernommen“.²⁸⁾

Es ist gar keine Frage, daß es die deutsche Historie in unserem Jahrhundert mit seinen so weitgehend von Deutschland verursachten Katastrophen sehr schwer gehabt hat, nachdem im 19. Jahrhundert die Erfolge der deutschen Geschichte und der deutschen Historie in so hohem Grade miteinander verbunden gewesen waren. Ich meine aber, daß sie sich beim Vergleich zu anderen Geschichtswissenschaften unseres Jahrhunderts keineswegs zu verstecken braucht. Sie mag neue Richtungen am Beginn des Jahrhunderts zurückgedrängt haben, hat aber in diesem Zusammenhang Grundlagendiskussionen geführt oder zumindest gefördert, die bis heute von Bedeutung sind: über die Stellung der Geisteswissenschaften, über Werturteilsfragen und Historismus, worüber Geschichtsdenker wie Dilthey und Troeltsch (um nur die beiden wichtigsten Namen zu nennen) immer noch konsultiert werden. Sie mag Staat und Politik überschätzt, sogar idealisiert haben, „Macht- und Völkerkämpfe“ wichtiger gefunden haben als Kultur und Wirtschaft: sie ist aber auch zu Problematisierungen des geistigen und realgeschichtlichen Zusammenwirkens solcher Potenzen vorgestoßen, und damit zu Fragestellungen, die anderswo nur schwächer zu finden sind und doch bis heute ihre allgemeine Gültigkeit behalten haben. Solche Fragestellungen sind der Dualismus von Staatsmoral und allgemeiner Ethik, wie ihn Meinecke ideengeschichtlich aufgedeckt hat; die

²⁸⁾ *Lothar Späth*, Rede in der Universität Heidelberg am 23. 10. 1985, veröffentlicht unter dem Titel „Herausforderung ohnegleichen kommt auf uns zu!“ in: *unispiegel*, Heidelberg, Dezember 1985, 6.

schwer sichtbare, aber gefährliche Übermacht der modernen Bürokratie, wie sie der historisch vorgehende Soziologe Max Weber nicht nur aus gegenwärtigen Erfahrungen, sondern auch aus der deutschen verwaltungsgeschichtlichen Forschung ableitete; die Beziehungen zwischen Verfassung, Wirtschaft und geographischen Gegebenheiten, wie sie Otto Hintze in seiner vergleichenden Verfassungsgeschichte untersuchte; oder das verhängnisvolle Gegeneinanderwirken von politischer und militärischer Führung, wie es Gerhard Ritter nach den Erfahrungen der Weltkriege darstellte. Der amerikanische Historiker William McNeill hat in seinem vor wenigen Jahren erschienenen universalgeschichtlich vergleichenden Buch über den gefährlichen Zusammenhang von Staatsverwaltung, Wirtschaftsmacht, Technologie und Kriegsrüstung ausdrücklich darauf hingewiesen, wieviel länger diese Problematik schon in der deutschen Geschichtswissenschaft bekannt sei.²⁹⁾ Und die überragende Bedeutung Max Webers für die heutige Geschichtswissenschaft ist ja erst voriges Jahr beim Internationalen Historikerkongreß in Stuttgart manifestiert worden.

Neuere Ansätze in den zwanziger Jahren kamen leider zu spät, um vor 1933 noch auszureifen und zur Wirkung zu gelangen. Ich übergehe sie deshalb und weise gleich auf die besondere Leistung der deutschen Geschichtswissenschaft nach der deutschen Katastrophe hin. Gerhard Ritter erklärte im September 1949 bei Eröffnung des ersten deutschen Historikertages nach dem Zweiten Weltkrieg, es sei schwer, unter der „auf uns eintrommelnden ausländischen Propaganda“ sich zu konzentrieren, aber „Deutschland als das Land, von dem die zentrale Erschütterung unseres Erdteils ausging, hat das unmittelbarste und dringendste Interesse daran, durch Aufklärung der echten Wahrheit sich vom Alb seiner jüngsten Vergangenheit zu befreien“.³⁰⁾ Diese Aufklärung hat länger gedauert und dauert länger, als man es sich damals vorgestellt hat, ebenso der Alldruck, aber man kann doch betonen, daß diese Aufklärung, im Gegensatz zur Arbeit der deutschen Historiker nach dem Ersten Weltkrieg, wirklich angefangen und in verschiedenen Etappen und Neuansätzen weitergeführt worden ist. Das geschah unter dem berechtigten Erwartungsdruck der internationalen Meinung, aber es

²⁹⁾ Im Nachwort zur deutschen Ausgabe seines Buches: *Krieg und Macht. Militär, Wirtschaft und Gesellschaft vom Altertum bis heute*. München 1984.

³⁰⁾ *Gerhard Ritter*, *Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft*, in: *HZ* 170, 1950, 17f.

geschah: in der DDR durch schnelle, ideologisch vereinfachte kritische Aburteilung der bürgerlichen, imperialistischen und faschistischen Phase deutscher Geschichte, in der Bundesrepublik durch langsame, detaillierte Erforschung der NS-Zeit und der Zeit der Weimarer Republik, dann der wilhelminischen und der Bismarckzeit. Es zeigte sich, daß Aufklärung und Verbreitung der Aufklärung immer nur stückweise möglich war. Die Haupttatsachen der nationalsozialistischen Herrschaftsausübung waren seit Kriegsende, genauer seit den Nürnberger Prozessen bekannt. Aber in ihren Dimensionen und Einzelheiten, historischen Rückbezügen und Einordnungen waren sie sehr schwer zu erfassen und darzustellen: wegen ihrer Unvorstellbarkeit und Einmaligkeit. Unter ständig antreibender, aber auch bremsender wissenschaftlicher und außerwissenschaftlicher Kritik ist das allmählich erarbeitet worden, mit herkömmlichen, dann neueren Methoden und Betrachtungsweisen (besonders denen der politischen Sozialgeschichte), bis zur Revision der Gesamtvorstellung eines ganzen Jahrhunderts deutscher Geschichte. Es ist mir kein anderes Beispiel bekannt, daß eine Geschichtswissenschaft so ernsthaft und langanhaltend versucht hätte, die schwer zu tragende Wahrheit über die jüngste Geschichte ihres eigenen Landes aufzudecken. Die Historiker taten das unter dem immer wiederholten Vorwurf, sie verurteilten ihre Väter und Großväter, obwohl sie über das reine Verstehen der Vergangenheit doch nur deshalb hinausgingen, weil sie für Gegenwart und Zukunft lernen wollten. Damit bildet diese Forschung zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts über das eigene Land hinaus einen wichtigen Teil der Geschichtswissenschaft unseres Jahrhunderts, – wenn man so will: die „Abteilung Klage und Krisenbeschreibung“, also den Teil, der die bedrohlichen Probleme und die schweren negativen Erfahrungen dieses Jahrhunderts notgedrungen schärfer ins Auge faßt, als es andere können oder wollen.

Wenn ich das so betone, so liegt darin, wie ich gern zugebe, etwas Generationsbedingtes. Eben darum betone ich es so; denn ich halte diese Auffassung über die deutsche Geschichtswissenschaft nicht nur für wichtig, sondern auch für verlierbar. Gerade in letzter Zeit mehren sich die Zeichen, daß das erfreulich stark gestiegene öffentliche und auch offizielle Interesse an Geschichte Druck ausübt in Richtung auf ein positiveres nationales Geschichtsbild. Man verspricht sich davon auch politische Vorteile. Nun läßt sich glücklicherweise nicht wie in der Sowjetunion eine bestimmte vaterländi-

sche Geschichtsanschauung verordnen; sie ist auch nicht, wie etwa in Polen oder anderen Staaten des Ostens, als Gegengewicht gegen eine beherrschende internationale Ideologie vonnöten. Aber es gibt schon Historiker in der Bundesrepublik, die bewußt auf eine beruhigendere und angenehmere höhere Sinnstiftung hinarbeiten und diese nur wieder im Rahmen des Nationalen sehen wollen, obwohl doch, wie wir feststellen konnten, innerhalb des Geschichtsdenkens der westlichen Länder das nationalgeschichtliche Interesse immer mehr zurückgetreten ist, in der Forschung wie in der Sinnggebung.³¹⁾ Andere Historiker, die z. T. große, aufklärende Forschungsleistungen auf dem Gebiet der Zeitgeschichte aufzuweisen haben, experimentieren nun mit neuen (oder vielleicht bisher zurückgedrängten) Interpretationen des Kriegsendes und selbst der Schreckenstaten der Hitlerzeit, die fragwürdig sind, aber dem Rechtfertigungsbedürfnis und den politischen Wünschen eines Teils der deutschen Öffentlichkeit entgegenkommen.³²⁾ Als Historiographiehistoriker kann man hier natürlich nicht „eingreifen“, kann aber darauf aufmerksam machen, daß eine Zunahme solcher Tendenzen zu einer Abkehr von der Ausrichtung und den Leistungen der bisherigen deutschen Geschichtswissenschaft führen würde.

Damit komme ich zum Schluß meiner Ausführungen. Ich habe versucht, den Weg einzelner bedeutender Geschichtswissenschaften in unserem Jahrhundert zu skizzieren: der russischen mit ihrer starken marxistischen und nationalen Ideologisierung, der amerikanischen mit ihren Vor- und Nachteilen eines begrenzten staatlichen

³¹⁾ Besonders exponiert: *Michael Stürmer* in zahlreichen Aufsätzen und Presseartikeln, z. T. gesammelt in: *Dissonanzen des Fortschritts*. München 1986. Die Diskussion über „Geschichtsbewußtsein“, womit (nach einer zutreffenden Bemerkung von *Freimut Duve*) „Nationalbewußtsein“ gemeint ist, spielt sich größtenteils in der Presse ab. Besonders reichhaltig die Stellungnahmen in der Wochenzeitung „Das Parlament“, 36. Jg., Nr. 20–21 v. 17./24. 5. 1986, über „Lust und Leid an der Geschichte“, einschließlich des Aufsatzes von *Karl-Ernst Jeismann*, „Identität“ statt „Emanzipation“? Zum Geschichtsbewußtsein in der Bundesrepublik, in: *PolZG B 20–21/1986*.

³²⁾ *Andreas Hillgruber*, *Zweierlei Untergang*. Berlin 1986; *Nolte*, *Vergangenheit* (wie Anm. 2), u. *ders.*, *Between Myth and Revisionism? The Third Reich in the Perspective of the 1980s*, in: H. W. Koch (Ed.), *Aspects of the Third Reich*. London 1985. Meines Erachtens kann man es nur begrüßen, wenn auch außenstehende, aber aufmerksame kritische Leser solcher Veröffentlichungen an dieser Debatte teilnehmen, wie es der Philosoph *Jürgen Habermas* in dem Artikel „Eine Art Schadensabwicklung“ in der „Zeit“ v. 11. 7. 1986 getan hat.

Geschichtsinteresses und der davon abhängigen praktischen Ausrichtung der Historiker auf nationale und übernationale Gegenwartsfragen, der französischen mit ihrer breiten, unideologischen Vergangenheitsrekonstruktion. Sie alle haben sich damit nicht nur sehr stark, sondern auch sehr heterogen entwickelt, suchen aber doch die internationale Zusammenarbeit und sind tatsächlich, wenn auch in unterschiedlichem Grad und nicht immer nur in förderlicher Weise, wichtig füreinander. In dieser Erkenntnis hat etwa die Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik in den beiden letzten Jahrzehnten, als ihr die eigenen konventionellen Methoden nicht mehr genügten, solche der amerikanischen politischen und ökonomischen Historiker übernommen, auch marxistische ausprobiert, und hat sich dann, als ihr die unpolitische, gegenwartsferne französische Geschichtsforschung nicht mehr suspekt war, dem dortigen Reichtum an Betrachtungsweisen für die frühere Geschichte geöffnet. Sie hat sogar, wie meines Wissens keine andere, Außenposten in Form deutscher historischer Institute in Paris und London geschaffen (früher schon in Rom und künftig auch in Washington). Ihre zunehmende Verbindung mit den Historikern der DDR oder Polens dürfte mehr Bedeutung für die dortige Geschichtswissenschaft haben, aber auch das ist wichtig. Und ebenso wichtig wäre es, die Kenntnis der Geschichte der Dritten Welt und den Kontakt zu dortigen Historikern zu fördern.

Man sollte natürlich keine übertriebenen Hoffnungen hinsichtlich einer dadurch erreichbaren Verbreitung einer einheitlichen echten Wahrheit der Geschichte haben; man sollte wohl auch die Lebenswichtigkeit eines solchen Zieles nicht überschätzen. Wie schon seit je, so existieren auch heute noch die allermeisten Menschen mit falschen historischen Vorstellungen, vornehmer gesagt, mit geschichtsmythischen Vorstellungen über sich, ihre Umwelt, ihr Land und dessen Weltgeltung. Wenn das schon lebensgefährlich wäre, lebten wir längst nicht mehr. Die einzelnen Geschichtswissenschaften haben es nicht nur mit verschiedenen Geschehensbereichen zu tun, sondern auch mit den jeweiligen National- und Gesellschaftsmythen. Sie sind sehr unterschiedlich in dem, was sie ihrer Nation berechtigt über deren Geschichte und die Weltgeschichte mitteilen oder auch nur mitteilen dürfen. Eben darum können sie einander brauchen: zur eigenen Verunsicherung, zur Selbstkorrektur und zur Bereicherung. Diese historische Bewußtseinserweiterung kann Erleichterung verschaffen, Freude an der Vielfältigkeit von Vergan-

genheit und Gegenwart bereiten, eigene und fremde Ideologien aufdecken. Sie kann aber auch die wichtige Funktion haben, Verständnis für den anderen zu erwecken oder von Problemerkennnissen zu erfahren, die einem selber nicht möglich waren. Warum sollte das nicht sogar manchmal lebenswichtig sein, also die Überlebenschancen in unserer Welt verbessern? Darum lohnt sich, meine ich, auch so etwas wie die Beschäftigung mit der Geschichte der Historie in unserem Jahrhundert.